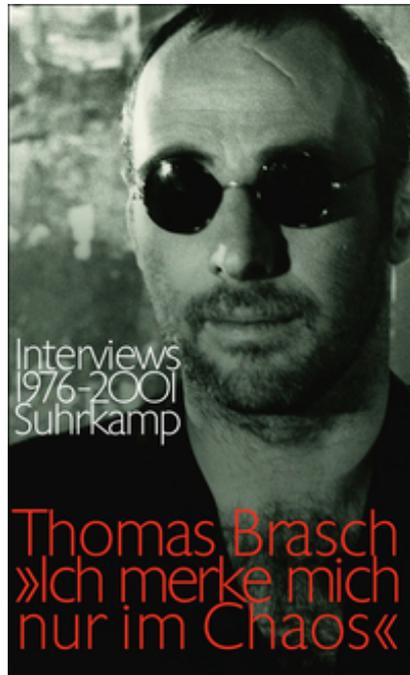


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Brasch, Thomas
»Ich merke mich nur im Chaos«

Interviews 1976–2001
Herausgegeben von Annette Maennel und Martina Hanf. Mit einem Vorwort von Martina
Hanf. Mit zahlreichen Fotografien

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42064-5

SV

Thomas Brasch
»*Ich merke mich nur
im Chaos*«

Interviews 1976-2001

Herausgegeben von
Martina Hanf
in Zusammenarbeit mit
Annette Maennel

Mit Fotografien

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

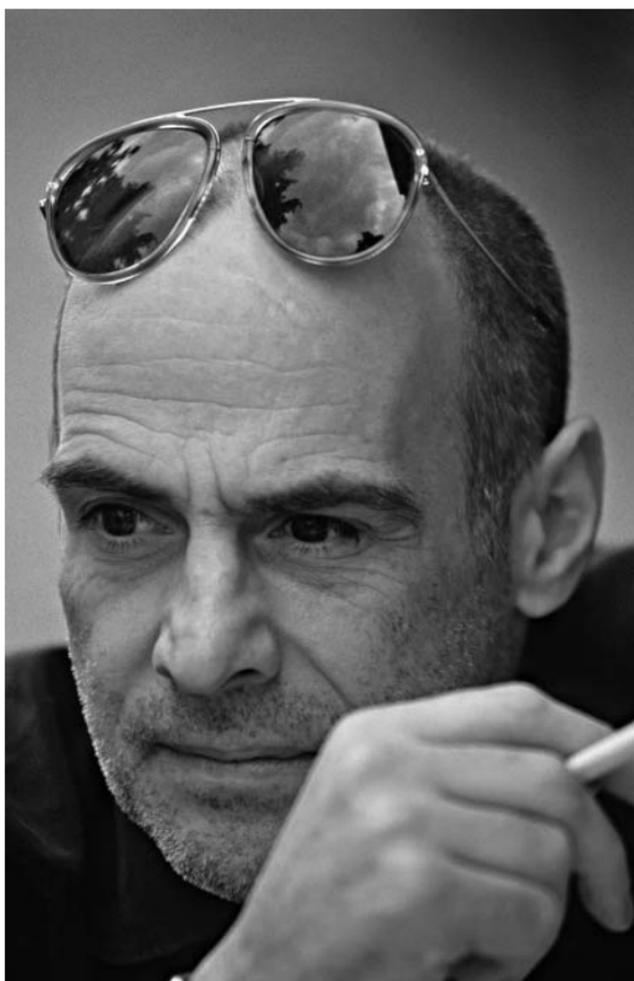
Satz: Jouve Germany, Kriftel

Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42064-5



Thomas Brasch, 1994

Inhalt

| | |
|---|-----|
| »Ich stehe für niemand anders als für mich« Schriftsteller Thomas Brasch über seine Emigration aus der DDR (1977) | 11 |
| »Eine geschichtslose Generation« Thomas Brasch im Gespräch über sich und sein Schreiben (1977) | 18 |
| Der Mensch und die Maschine Thomas Brasch über seine Texte aus der Produktionswelt (1977) | 27 |
| Für jeden Autor ist die Welt anders Ein Zeit-Gespräch mit dem aus der DDR ausgewanderten Schriftsteller Thomas Brasch über sein neues Buch »Kargo« und seine Erfahrungen im Westen (1977) | 35 |
| Interview mit Thomas Brasch über seine Erfahrungen in der DDR* (1977) | 44 |
| »Die Schärfe ist immer Hoffnung« Thomas Brasch über Tschechow und »Platonow« (1979) | 86 |
| »Vielleicht wird die Kunst immer individueller«* (1980) . . . | 93 |
| »Ich merke mich nur im Chaos« (1981) | 102 |
| Der Samurai ist ein großes Thema omnibus-Gespräch mit Thomas Brasch in Zürich (1981) | 108 |
| Es gibt in Deutschland eine abgerissene Geschichte: Dürre seit 1933 (1982) | 117 |
| Thomas Brasch. Die neuen Tschechow-Übersetzungen (1982) | 132 |

* Überschrift der Herausgeberinnen

| | |
|--|-----|
| »Ich will nicht, daß die DDR zur Sophia Loren meines Geistes wird« (1982) | 139 |
| Die Regisseure sind die großen Verhinderer Thomas Brasch rechnet ab mit dem westdeutschen Theater und den »Moden des Kulturbetriebs« (1982) . . . | 167 |
| Zu Anton Tschechows »Möwe«* (1985) | 176 |
| Zu Fragen der Kunst des Übersetzens* (1984) | 185 |
| Wunschmaschinen Thomas Brasch in Frankreich (1985) | 190 |
| Ein Gespräch mit Thomas Brasch über »Was ihr wollt« (1985) | 194 |
| Theaterstücke sind Gebrauchsgegenstände (1988) | 209 |
| Welcome to Germany (1988) | 219 |
| Farbe und Licht am Ort der Angst Aus einem Gespräch mit Thomas Brasch über seinen Film »Der Passagier« (1988) | 227 |
| Man braucht den Schmerz Ein Gespräch mit dem Lyriker, Dramatiker, Prosaisten und Filmemacher Thomas Brasch über Sartre, Vatermord, Sinn und Form, Dramaturgien, Verrat, Eulenspiegel und Hamlet (1989) | 234 |
| Wie in den späten Komödien Shakespeares: Jeder bekommt den, den er nicht liebt (1990) | 247 |
| Die Beschreibung des Angsttraums Gespräch mit Thomas Brasch vor der »Rotter«- Premiere im Berliner Ensemble (1990) | 258 |
| Sich eine dünne Haut zulegen und nicht aus ihr fahren Thomas Brasch über die Arbeit mit Shakespeare, Chancen von Kunst und seine deutschen Erfahrungen (1993) | 261 |
| Die Flamme entsteht aus der Reibung (1993) | 267 |

* Überschrift der Herausgeberinnen

| | |
|---|-----|
| »Das Leben ist nur die Vorstufe zum Schlaf« Der Schriftsteller und Übersetzer Thomas Brasch über Shakespeare und die Müdigkeit der Intelligenten (2000) | 277 |
| »Der vierte Band ist entweder ein Selbstmordversuch, oder es ist der Versuch, eine Tür aufzustoßen« Ein Gespräch mit Thomas Brasch über Uwe Johnson (2001) | 280 |
| Nachbemerkung | 303 |
| Quellenangaben | 308 |
| Vita | 312 |
| Fotonachweis | 318 |

»Ich stehe für niemand anders als für mich«

Der Schriftsteller Thomas Brasch über seine Emigration
aus der DDR

Spiegel: *Herr Brasch, Sie haben die DDR verlassen, man hat Sie dort praktisch von heute auf morgen gehen lassen – »im gegenseitigen Einvernehmen«, wie es heißt. Warum?*

Thomas Brasch: Die Situation war die, daß das Erscheinen meines Buches »Vor den Vätern sterben die Söhne« im Westberliner Rotbuch-Verlag bevorstand und ich in diesem Zusammenhang Gespräche hatte mit Kulturinstitutionen in der DDR. Mir wurde dabei klargemacht, daß in absehbarer Zeit in der DDR von mir nichts erscheinen wird. Da ich aber sechs Theaterstücke, über 200 Gedichte und zwei Szenarien geschrieben habe und auf dieses Rotbuch ziemlichen Wert lege, mir auch wichtig ist, daß es in dieser Zeit erscheint, habe ich gemeint, daß ich in einem anderen Land einen neuen Anfang machen müßte.

Hatten Sie das Buch auch in der DDR angeboten?

Ich habe es beim Hinstorff-Verlag in Rostock angeboten. Hinstorff hat es abgelehnt.

Mit welcher Begründung?

Es wurde begründet mit meiner Darstellung der Arbeitswelt . . .

Darstellung einer auch in der DDR nach wie vor als Fron erlebten, nach wie vor entfremdeten Arbeit?

. . . einer doppelt entfremdeten Arbeit: Einmal herrscht da noch die alte Produktionsweise und zum anderen eine Ideologie, die behauptet, es wäre eine neue. Hinstorff meinte, diese Darstellung sei eine grobe Verzerrung der DDR-Arbeitswelt. Das war der erste Punkt bei der Ablehnung. Der zweite war der Tod an der Mauer, der in einer Geschichte eine Rolle spielt. Der dritte Punkt war die wiederum als verzerrt bezeichnete Darstellung der Jugend in der DDR.

Nun stand Ihr Name auch auf jener Adresse von Schriftstellern und Künstlern an die Regierung, in der diese gebeten wurde, die Ausbürgerung Wolf Biermanns zu überdenken. Hat auch diese Unterschrift etwas zu tun mit Ihrem so raschen Weggehen aus der DDR?

Für mich hat es damit gar nichts zu tun. Ob es für die Organe der DDR damit in einem Zusammenhang steht, müßten Sie die Organe der DDR fragen.

Könnten Sie sich vorstellen, daß eine solche Praxis, unbequeme Leute nicht mehr Pressionen auszusetzen, sondern sie ziehen zu lassen, eine generelle Praxis werden könnte?

Ich sehe keine Anzeichen dafür. Bisher gibt es, soviel ich weiß, vier konkrete Fälle. Der Biermann-Fall ist bekannt. Nina Hagen hat gesagt, daß sie zu ihrem Freund Wolf Biermann gehört. Mein Fall hängt mit dem Erscheinen meines Buches im Westen zusammen. Ich hatte die Bitte geäußert, mit meiner Lebensgefährtin, der Schauspielerin Katharina Thalbach, auszureisen. Ich bitte Sie nun, die vier Fälle differenziert zu betrachten.

Hat man sich Ihnen gegenüber genauer ausgelassen, was die Konsequenzen wären, wenn Sie in der DDR blieben und Ihr Buch im Westen erscheint?

Nein. Aber ich bin Schriftsteller, und zu diesem Beruf gehört Phantasie.

Sie haben gesagt, man solle die Fälle differenziert betrachten. Wie differieren Sie zum Beispiel von Biermann in dem Punkt einer möglichen Rückkehr in die DDR? Biermann besteht ja darauf, unbedingt zurückkehren zu wollen.

Ich bin jetzt 31 Jahre alt. Ich habe meine Erfahrungen in einem Teil Deutschlands gemacht. Ich habe diese Erfahrungen, besser oder schlechter, zu notieren versucht. Für mich geht es jetzt darum, in einem anderen Teil Deutschlands oder in einem anderen Teil der Welt neue Erfahrungen zu machen. Selbst wenn es naiv klingt: Mich interessieren die USA zum Beispiel, mich interessiert die Bundesrepublik. Deshalb ist es für mich jetzt keine Frage, ob ich zurückkehren will.

Biermann hat für sich eine gewisse Fixierung auf das Thema DDR eingeräumt. Wenn Sie woanders leben müssen, wollen oder dürfen – wird dieses Anderswo für Sie ein gleichrangiges Thema sein?

Diese Frage hat etwas mit der ideologischen Aufladung in Deutschland zu tun. Es ist doch keine Frage, ob Handke Österreich beschrieben hat. Handke hat versucht, zu beschreiben, wo seine Ängste und seine Aggressionen und seine Frustrationen sind. Jetzt ist er in Frankreich. Das Thema eines Schriftstellers ist nicht das Land, in dem er lebt, sondern das Problem, das er hat. Vielleicht unterscheidet mich das von Biermann.

Verstehen Sie sich als Sozialist?

Ich verstehe mich als Schriftsteller, und ich glaube nicht, daß man sich da als irgendeine Form von -ist verstehen kann. Jedenfalls ich kann es nicht.

Was macht denn die DDR speziell so allergisch gegen das, was Sie schreiben? Denn Ihre Themen an sich kommen ja auch in Werken anderer DDR-Autoren vor, die die DDR durchaus noch aushält.

Darüber kann ich nur spekulieren. Es hat sicher damit zu tun, daß Schwierigkeiten bestehen, dieses Land als Teil der allgemeinen Industriegesellschaft zu verstehen, mit all den weiter wirkenden Gesetzen, Schmerzen, die ideologisch nicht auflösbar sind.

Es hat damit zu tun, daß Sie Widersprüche beschreiben, die es dort eigentlich nicht geben darf?

Sie zwingen mir ein Gespräch auf, das ich in der DDR abgelehnt habe. Ich habe immer darauf verwiesen, daß eine Geschichte entweder eine gute Geschichte ist oder eine schlechte. Wenn man aus einer Geschichte eine Ideologie ziehen will, dann, bitte schön, ist das die Sache von Lektoren oder von Kritikern. Es ist nicht die Sache des Schriftstellers, seinen Text zu interpretieren, die Tabu-Werte herauszukristallisieren und sich in die Vorstellungskraft der Leute hineinzusetzen, die darüber zu befinden haben, ob das gedruckt wird oder nicht.

Spielt für Sie beim Schreiben die Überlegung keine Rolle, inwieweit das Beschriebene, das vorher Erlebte repräsentativ ist?

Das interessiert mich nicht. Ich habe da zum Beispiel eine Geschichte erlebt, die in eine Erzählung sehr schwer zu fassen wäre. Ich bin nachts um zwei mit der Straßenbahn durch die Prenzlauer Allee gefahren. Die Bahn hielt, und eine Frau wollte einsteigen. Der Schaffner sah das nicht und ließ die Türen wieder schließen. Die Frau stand draußen, die Bahn fuhr an. Kurz danach sprang ein Mann in der Bahn auf, rannte nach vorne und fing an, gegen die Fahrerkabine zu schlagen und zu schreien: Da draußen steht eine Frau. Und innerhalb von zehn Sekunden war er über die Frau, die der Schaffner da hatte stehen lassen, bei der Mitteilung, daß er keinen mehr habe außer der Frau, die bei ihm zu Hause sitzt, daß er nicht zu seinen Verwandten nach dem Westen könne und daß Ulbricht sowieso nichts taue. Das passierte innerhalb von zehn Sekunden. Unter dieser Geschichte liegen, selbst wenn das lächerlich klingt in dem Zusammenhang, mindestens hundert Jahre deutscher Geschichte. Solche Situationen interessieren mich. Wenn ich die auf einen ideologischen Punkt bringen könnte, wären sie uninteressant.

Ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit der DDR...

... sind sehr besondere Erfahrungen, ich weiß das. Das heißt, ich bin kein – wie DDR-Kritiker sagen würden – typischer Fall. Ich komme aus einer antifaschistischen Familie, was in den ersten Jahren nach dem Krieg große Schwierigkeiten mit sich brachte. Die ersten Jahre in der Schule waren für mich als Sohn eines Funktionärs kompliziert, weil es, auch aus historischen Gründen, eine Russen- und Kommunistenfeindlichkeit gab.

Sie waren dann, von 1956 bis 1960, auf der Kadettenschule der Nationalen Volksarmee, also einer Eliteschule...

Das war eine geschlossene Anstalt mit acht Wochen Urlaub im Jahr – auch keine typische Erfahrung in der DDR. Ich bin später zweimal exmatrikuliert worden und habe einmal im Gefängnis gesessen. Das ist sicher, ohne damit kokettieren zu wollen, kein Durchschnitts-Lebenslauf. Natürlich kommen daraus ganz be-

stimmte Erfahrungen, die sich sicher unterscheiden werden von denen anderer Leute in der DDR und auch von denen anderer Literaten.

Im Augenblick macht man es sich ja mit den sogenannten DDR-Schriftstellern ungeheuer einfach: Da gibt es also zwei Lager, die Progressiven und die Dogmatischen, die, die für Biermanns Ausbürgerung, und die, die dagegen waren. Ich finde es ganz kindisch, die DDR-Literatur an diesem einen Fall so in zwei Lager zu teilen. Ich schätze unter den Leuten, die nicht die Bitte an die Regierung gestellt haben, die Ausbürgerung zu überdenken, einige sehr hoch. Ich schätze auch einige Leute sehr hoch, die im »Neuen Deutschland« Stellung genommen haben und nicht gegen die Ausbürgerung waren.

Die Schwierigkeiten mit dem Land, in dem Sie aufgewachsen sind, haben schon sehr früh begonnen. Dabei waren Sie durch Ihre Herkunft, durch Ihr Elternhaus eigentlich privilegiert, konditioniert für eine Karriere?

Auf den ersten Blick scheint es so zu sein. Man darf aber nicht vergessen, daß die Generation der Kommunisten, die 1945 aus den Gefängnissen entlassen wurden oder aus der Emigration zurückkamen, peinlich darauf bedacht war, ihren Kindern keine Privilegien zu verschaffen, eher im Gegenteil. Es gibt ganz sicher in der DDR inzwischen auch ganz andere Erscheinungen.

Also die Frage des Privilegs sieht etwas anders aus. Der entscheidende Punkt ist doch, daß einem ganz bestimmte Erfahrungen theoretisch mitgeteilt werden und daß man damit dann in eine Wirklichkeit kommt, die auf den ersten Blick mit diesen übermittelten Erfahrungen gar nichts zu tun hat.

Das Erlebnis der Nichtübereinstimmung zwischen Theorie und Praxis, Propaganda und Realität – wie früh haben Sie das erlebt?

Von Anfang an, vom Beginn der Schule an. Das sind Situationen, die schon prägen, glaube ich. Die Frage ist nur, ob daraus, wenn man zu schreiben anfängt, eine moralische Literatur resultiert, das heißt eine Literatur, die die Wirklichkeit am Ideal mißt, die also das Fenster öffnet und sagt: Aber, liebe Leute, ihr habt

gesagt, die Sonne scheint den ganzen Tag, in Wirklichkeit regnet es doch. Es gibt eine Literatur in der DDR, deren Ansatz das ist. Mein Ansatz ist es nicht. Mich interessiert, ob es auf *mich* regnet, mich interessieren die Leute, die da unten im Regen gehen.

Mir scheint, im Westen betrachtet man die DDR-Literatur zu sehr im Hinblick auf den Tabu-Wert: je höher der Tabu-Wert, desto interessanter die Literatur – damit stößt man sie in eine pubertäre Situation zurück, das heißt, man macht sie zu einer Literatur, die sich immer zum Gipfel verhält, also entweder nach oben droht oder nach oben applaudiert. Das ist ein Anspruch, den eine Literatur nicht aushalten kann, wenn sie ehrlich bleiben will.

Was Sie in Ihrem Buch beschreiben, ist also die Industriegesellschaft, wie sie sich darstellt in der DDR und wie sie dort offenkundig so nicht dargestellt werden soll. Was ist das DDR-Spezifische an dem, was in Ihrem Buch Leute in Fabriken erleiden?

Erst mal: Das Wort erleiden halte ich für einseitig. Die Erfahrungen, die ich gemacht habe – und ich hoffe, daß einige davon auch im Buch deutlich sind –, sind nicht nur die des Leidens, sind auch die von Aggressivität, Solidarität, sehr großer Freundlichkeit, sehr großer Reibung. Jedes Problem hat fünfzig Seiten. Das Spezifische scheint mir zu sein, daß die DDR eine Gesellschaft ist, die sich eben zum Ziel gesetzt hat, die unwürdige Arbeit abzuschaffen. Und da klafft in der gegenwärtigen Wirklichkeit zwischen Anspruch und Realisierung ein Loch. In der Bundesrepublik scheint mir niemand mehr zu sagen, daß irgendwann die Form unwürdiger Arbeit ganz abgeschafft werden wird.

Ich spreche jetzt einfach nach, was das ideologische Problem ist. Und das ist das Problem, das mich nicht interessiert. Weiterhin bleibt die Situation, daß ein Dreher um vier Uhr aufsteht, daß er um halb sechs an der Drehbank steht, daß er dort arbeitet und um dreiviertel drei in der Frühschicht seine Drehbank ausschaltet und nach Hause fährt und einkauft. Ich wehre mich dagegen, jedes Problem auf das DDR-Spezifikum zu bringen. Meine Erfahrungen sind Erfahrungen, die ich in der DDR gemacht habe. Oft nehmen sie ideologische Formen an. Interessant sind sie aber

für mich nur da, wo sie existentiell werden, nicht, wo sie ideologisch bleiben.

Ihr Buch heißt: »Vor den Vätern sterben die Söhne«. Ihr Vater lebt noch. Man könnte sagen: Sie sind einfach aus dem Land weggegangen, in dem Ihr Vater noch lebt. Heißt das nicht auch, daß die Väter dieser DDR – und Ihr Vater gehört ja zur Gründergeneration der DDR – ihren Söhnen an Veränderungsmöglichkeiten in dieser Gesellschaft, in diesem Land nicht mehr viel übrig gelassen haben, daß sie es ihnen so übergeben haben, und damit haben sie zu leben oder wegzugehen?

Es heißt, daß einer der Söhne in einem anderen Land weiterarbeiten wird.

Es sind viele Söhne von vielen Vätern in den letzten 20 Jahren aus der DDR weggegangen.

Sprechen Sie mit den anderen Vätern und den anderen Söhnen.

Sie würden nicht sagen, daß in dem Weggehen von Ihnen auch nur irgend etwas Symptomatisches steckt, hinter diesem Konflikt?

Zum politischen Fall bin ich lange genug gemacht worden, das reicht. Daß die Leute mir in die Augen gesehen haben und nicht mich angesehen haben, sondern das Problem, das sie im Augenblick ganz gern abhandeln wollen, das ist mir in der DDR oft genug passiert. Ich stehe für niemand anders als für mich.

Herr Brasch, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

»Eine geschichtslose Generation«

Thomas Brasch im Gespräch über sich und sein Schreiben

Christoph Müller: *Mit »Lovely Rita« veröffentlichen Sie, die vom »Verlag der Autoren« vertriebene Hundetragödie »Die Argentinische Nacht« und die Bearbeitung »Hakims Geschichten« ausgenommen, zum ersten Mal ein Stück in der BRD. Welchen Platz nimmt »Lovely Rita« in Ihrer bisherigen Arbeit ein?*

Thomas Brasch: Ich habe das Stück 1974/75 geschrieben und zwei Theatern in der DDR zur Aufführung eingereicht. Beide Theater lehnten es als politisch nicht tragbar ab. Da »Lovely Rita« mir der konsequenteste Ausdruck meiner Arbeit für das Theater scheint, habe ich mich entschlossen, das Angebot von »Theater heute« anzunehmen und es zuerst in der BRD zu veröffentlichen.

Vergrößerungsversuche

»Lovely Rita« ist mein siebtes Stück. Es entstand nach einer Zeit, in der ich große Schwierigkeiten hatte, mit den mir bekannten Formen, Stücke zu schreiben, weiter umzugehen. Das kann damit zusammenhängen, daß die Stücke hier nicht gespielt wurden bzw. ich zu den Aufführungen in der BRD und USA nicht reisen durfte (und nicht in den Genuß von Erfolg oder Niederlage gekommen war), hat aber meines Erachtens tiefere Gründe. In einem Spiel für Schüler »Sie geht/Sie geht nicht« und in der Tragödie »Das beispielhafte Leben und der Tod des Peter Göring« (mit Lothar Trolle) hatte ich versucht, das wahrscheinlich einzig DDR-spezifische Problem zu behandeln: die Mauer. Damit war eben dieses DDR-spezifische Problem erschöpft, was gleichzeitig eine Schwäche offenlegte: die Koketterie mit dem Provinzialismus. Nach verschiedenen untauglichen Ansätzen, Geschichten in der Histo-

rie anzusiedeln und dadurch ebendieser Schwierigkeit zu entgehen, sah ich mich einem Haufen Papier und Anfangsszenen gegenüber, mit denen ich nichts mehr anfangen konnte. Der entscheidende Irrtum dabei war, daß ich versucht hatte, einer äußerst aktionsarmen Situation, in der ich mich befand, eine scheinbare Dramatik aufzupflanzen. Die Einsicht in diesen Sachverhalt führte mich schließlich zum »Rita«-Stoff, in dem ebendieser Zustand und der Versuch seiner Überwindung beschrieben wird. Ich habe einfach meine Schwierigkeit bei der Arbeit zur Ausgangssituation von Rita gemacht, und das schien mir in dieser Situation der ehrlichste Ansatz, ein Stück zu schreiben.

Sie würden also als den wichtigsten Konflikt in »Lovely Rita« den Versuch eines Menschen bezeichnen, seiner Situation zu entkommen, indem er sie dramatisiert: die Hauptfigur als Organisator einer Handlung. Sehe ich das richtig? Wenn ja, stellt ein solcher Ansatz nicht ein Zurückweichen von der konkreten Situation dar, in der Sie leben?

Rita ist am Anfang am Ende und katapultiert sich gleichzeitig mit dem Schnitt in ihr Handgelenk vom Kinosessel in einen Konflikt, der größer ist als sie selbst und sie damit größer macht vor sich selbst: zwischen die Frauen und den Offizier. Rita gehört einer geschichtslosen Generation an, die in einer Zeit lebt ohne Konflikte, die ihrem großen Anspruch genügen. Sie will aus diesem kahlen Feld, das sie umgibt, in eine Situation, die ihre Kräfte fordert, und das scheint eine Nachkriegssituation zu sein, in der alle Möglichkeiten greifbar sind. Das entspricht meiner Erfahrung mit meiner Generation, die sich nicht mit dem identifizieren kann, was war (Krieg, Wiederaufbau einer Leistungsgesellschaft), und nicht mit dem, was zu werden scheint (Perfektionierung der Leistungsgesellschaft). Rita versucht, sich aus der Windstille in einen Konflikt auf Leben und Tod hineinzuorganisieren, der sie so groß macht, wie sie sich fühlt. Dieser Konflikt hat mehrere Aspekte: den politischen, den sexuellen und den formalen. Indem sie sich zwischen die Gruppe und den Offizier begibt, stellt sie sich gleichzeitig zwischen die Vertreter der Macht und der Ohnmacht,

zwischen Gleichgeschlechtlichkeit und Zwischengeschlechtlichkeit, zwischen Lust- und Leistungsprinzip und schließlich zwischen das Prinzip der Einzelbindung (Offizier) auf der einen Seite und des Aufgehens in einem Kollektiv auf der anderen. Als sie das Problem für sich erschöpft hat, entledigt sie sich seiner Protagonisten, das heißt: sie tötet den einen und liefert den anderen seinen Feinden aus. Sie hatte ihren großen Konflikt. Sie war gleichzeitig Objekt und Subjekt. Sie scheitert tödlich, indem sie überlebt. Rita ist am Schluß nur noch ein Stück Licht an der Wand, nur noch das Bild von sich selbst, nur noch ein Kunstprodukt. Was ich jetzt sage, ist *eine* mögliche Interpretation.

Vom Leistungsprinzip erschöpft

Welchen Stellenwert hat in diesem Zusammenhang Europa, das in mehreren Szenen ausdrücklich als der »tote Kontinent« angesprochen wird, den man verlassen muß. Auch das Zitat von Franz Fanon (»Gegen Europa müssen wir eine neue Haut schaffen«) steht doch an einem Schnittpunkt des Stückes, nämlich vor dem Mord.

Zur Selbstaufwertung Ritas gehört offensichtlich, daß sie ihr Problem der Geschichtslosigkeit, des Austrocknens vergrößert, indem sie es zum Problem einer Generation eines Landes und sogar eines Kontinents macht. Sie verallgemeinert ihre Müdigkeit in die Müdigkeit eines Erdteils, der ihr als einer erscheint, der von seiner eignen Geschichte erschöpft ist, von seinem eigenen Prinzip, nämlich dem der Leistung, der seine Potenzen zum Blühen gebracht hat und jetzt in die Perfektionierung abmattet. Gleichzeitig mit dem Aufschwingen ins Pathos wird sich Rita aber ihrer eigenen Lächerlichkeit bewußt, und das macht sie tragisch, weil dieser Konflikt nicht aufzulösen ist. Die Bewunderung für die sogenannte Dritte Welt ist ja heute nichts anderes mehr als Sentimentalität. Das begreift Rita: die Leistungsgesellschaft ist schon auf die ehemals jungfräulichen Erdteile übergeschwappt, das